

Josef K. als Mitschuldiger

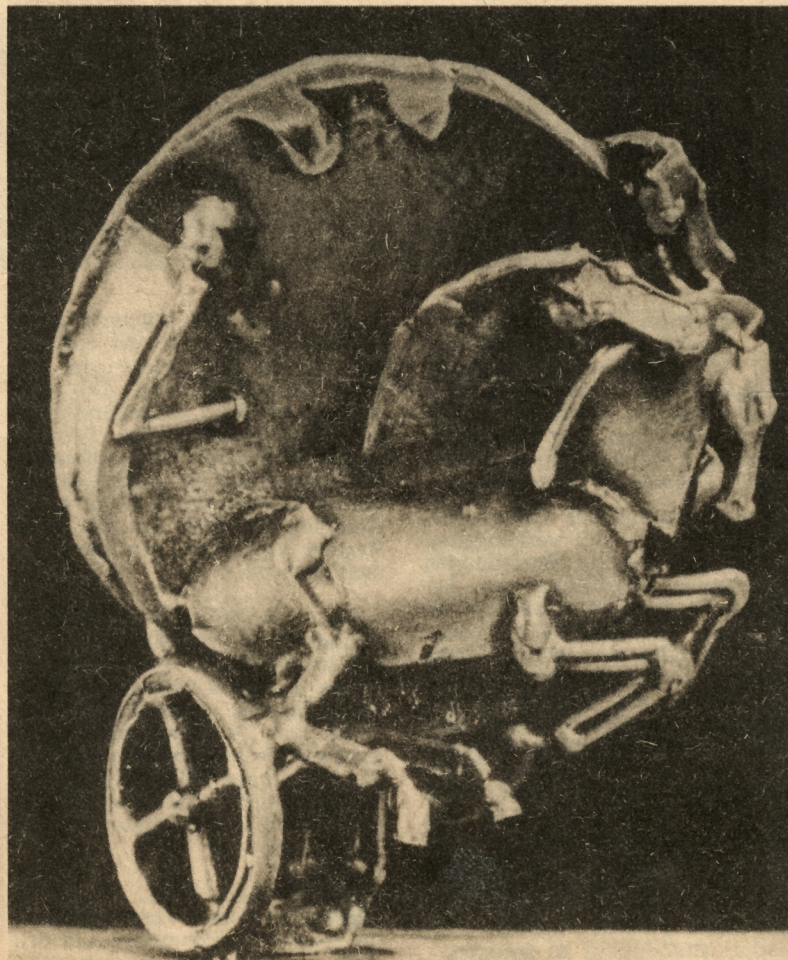
„Der Prozeß“ von Peter Weiss nach Franz Kafka in Rostock

Dieser Josef K. ist nicht mehr der schuldlos Ausgelieferte, sondern der schuldig Befangene. Peter Weiss entdeckt bei seiner Dramatisierung des Romans „Der Prozeß“ von Franz Kafka die Begrenztheit eines Individuums, das seine gesellschaftliche Umwelt nicht in Frage stellt, sich ihren Zwängen vielmehr bewußt ausliefert und in dem ihm aufgezwungenen Spiel mit dem eigenen Schicksal unterliegt, weil er dieses Spiel nach den Regeln einer Beamten- und Kleinbürgerwelt durchführt.

Auf den ersten Blick mag das überraschend sein. Weiss zieht einen mystifizierenden Schleier weg, er gibt der Geschichte um den Prozeß des Franz K. schon durch die Einordnung vor dem ersten Weltkrieg härtere Konturen, er nennt die Mächte, denen Franz K. ausgeliefert ist, mit Namen – ja er zeigt sogar, gestützt auf Tagebuchnotizen und Briefe Franz Kafkas, eine Alternative. Dennoch wird das Visionäre, das Magisch-Phantastische an Kafkas Roman nicht beschädigt. Weiss nimmt einen Realismus ernst, in dem auch das Übernatürliche seinen Ausgangspunkt hat. Ins Sinnliche, ins Gegenständliche drängt sich das traumhafte Wissen um die brutale Perfektion einer Welt, die hinter den scheinbar harmlosen wirklichen Vorgängen das eigentliche Sein des Menschen beherrscht und zerstört. Es ist die Welt des auf furchtbare Kriege und den Faschismus zusteuern den bürgerlichen Klassenstaates. Das Grauen massenhaften Mißbrauchs des Menschen beginnt in den merk-

würdigen Vorgängen um Josef K., in seiner Willfährigkeit und der Willfährigkeit seiner Umgebung, sich einem „Prozeß“ auszuliefern, der ungreifbar, undurchschaubar bleibt. Josef K., und das ist besonders bedrückend, sucht sich mit „demokratischen“ Mitteln, mit flammenden Reden, mit leidenschaftlicher Gegenklage zu retten – aber all sein heißes Bemühen stößt ins Leere, weil es „im Rahmen“ bleibt, weil er Prozeß und Gericht im Grunde genommen anerkennt.

Hanns Anselm Perten fand für diese große Geschichte bei der DDR-Erstaufführung am Volkstheater Rostock bezwingende optische Lösungen. Auf der Bühne sind nebeneinander drei Zimmer aufgebaut, hinter denen Treppen, Leitern, Stufen sichtbar werden, die bis in die Höhe des Bühnenausschnitts reichen. In strengem Schwarz-Weiß (Ausstattung Falk von Wangelin) läuft das Geschehen mit spannender Folgerichtigkeit ab. Durch auffällige Details – die Decke auf dem Bett, die Gestaltung des Inneren oder der Rückwand des Schrankes, die Utensilien des Schreibtisches – verwandelt sich das in der Mitte liegende Zimmer. Es ist Josef K.s Wohnraum, Atelier des Malers, Krankenzimmer des Anwalts, Amtsstube in der Bank, Gerichtsraum... So aber können die Szenen fließend ineinander übergehen, alle notwendigen Veränderungen nehmen die Spieler selbst vor, jedes Geschehnis spielt sich in einer bestimmten Umwelt ab. Angeklagte und Gerichtsdienner, Bankpersonal und Volk der Vorstädte beobachten das Ge-



„Kavalierie“ (Silberminiatur) von Joasef Kotal (Ungarn) auf der II. Quadriennale des Kunsthandwerks in Erfurt

schehen – im stummen Dabeisein, oder sich lösend zu Aktionen, die die Bemühungen des Josef K. herausfordern, zur Folge haben, kommentieren. Diese Lebendigkeit ist streng ritualisiert, genau durchdacht, führt zu beklemmenden bildlichen Wirkungen. Die geradezu pedantische Präzision jeder Verrichtung stützt das Traumhafte und gibt ihm zugleich brutale Wirklichkeit. Nicht zufällig enden die Leitern so, daß sie an Gängen erinnern, an Gerüste für Hinrichtungen. Nicht zufällig ist das Getriebe auf den Stufen und Treppen von einer lautlosen

Geschäftigkeit, aus der sich plötzlich der Schrei gequälter Kreatur löst. Nicht zufällig dröhnen die blechbeschlagenen Türen wie im Gefängnis. Nicht zufällig tragen die Hörer der großen Verteidigungsrede von Franz K. Masken, die sie zu Lemuren machen...

Siegfried Kellermann spielt den Prokuristen Josef K. mit großer, gespannter Wachheit. Nicht geduckt ängstlich, sondern nervös aufbegehrend geht er in den Kampf, herrisch gar, immer um Überlegenheit ringend. Mit einer Tapferkeit, die im Verlaufe der Ereignisse etwas Putzig-Unangemessenes bekommt, glaubt er trotz sich in seiner Welt behaupten zu können, verständnislos gegenüber dem Angebot, auszuberechnen. Das Merkwürdige, bedrohlich zwischen freundlich Verbindlichem und unverhüllt Brutalem Schwankende seiner Umwelt bringen die Gegenspieler ins Bild – ihre Normalität hat den Hang zum Umkippen, sie stehen am Rand von Parodie und Satire, und doch bleibt das Lachen im Halse stecken. Aus dem großen Ensemble können nur Katrin Stephan, Heide Gebauer, Armin Roder, Gerd Michael, Walter Kainz, Undine Schuppeli, Klaus Martin Boestelm, Karl-Heinz Fischer, Walter Faust und Hanna Mönig genannt werden. Dem Uhrwerkhaften, Vorausberechneten des Prozeßverlaufs ordnet sich das Kollektiv der Darsteller mit großer Disziplin unter – Christian Collums Musik bestätigt den klopfenden Rhythmus, die schwingende Gefährlichkeit der Vorgänge. Hanns Anselm Perten gelang ein Theaterabend, der in seiner Kraft und Klarheit an die Rostocker Tradition herausragender Peter-Weiss-Aufführungen anknüpft. Zu den Berliner Festtagen im Oktober dieses Jahres wird „Der Prozeß“ in der Hauptstadt zu sehen sein.

Christoph Funke

„Einstein“ an der Alster

Deutsche Staatsoper Berlin war mit zeitgenössischen Werken in Hamburg zu Gast

Kein auswärtiges Opernhaus, das zum 300. Gründungsjubiläum der Hamburgischen Staatsoper in der Hansestadt gastierte, hatte ein Gastspielprogramm mit so vielen Novitäten zusammengestellt wie die Deutsche Staatsoper Berlin. Sie eröffnete ihr viertägiges Gastspiel Anfang Juni mit zwei in Hamburg noch nie gespielten Opern des 20. Jahrhunderts, mit Dmitri Schostakowitschs genialen Satirik „Die Nase“ und Paul Dessaus „Einstein“. Das Wagnis glückte. Beide wurden überragende Erfolge, deren Resonanz sogar die der klassischen Handel-Oper „Julius Cäsar“, des dritten Berliner Beitrages, überstrahlte.

„Einstein“ war das für Hamburg ungewöhnlichste Ereignis. Der Dichter Karl Mickel und Paul Dessau schrieben ein politisches Lehrstück von der Verantwortung der Wissenschaftler, das in seiner ungeschminkten Deutlichkeit und antiimperialistischen Aussage einige Besucher offenbar schockierte. Die Mehrzahl des Publikums an der Alster feierte je-

doch enthusiastisch das von Ruth Berghaus inszenierte Werk und das phantastisch spielende Ensemble. Theo Adam präsentierte sich als Einstein erstmals in einer zeitgenössischen Rolle und zugleich in seiner prägnantesten Rolle überhaupt.

Einen etwas leichteren Zugang zu den Herzen der Hamburger fand Schostakowitschs Operngroteske „Die Nase“ nach Gogols gleichnamiger Novelle. Die fast zehn Jahre alte Inszenierung Erhard Fischers, die Schostakowitsch selbst noch gutgeheißen hatte, erhielt durch die politische Situation in der BRD plötzlich wieder aktuelle Akzente. Als in einem Bild Polizisten eine Kutsche zu umstellen und zu durchsuchen hatten, gab es spontanen Szenenbeifall. Ansonsten war dies der Abend des erstaunlichen Komödianten Reiner Süß, der die Hauptrolle des zaristischen Majors Kowaljow, dem die eigene Nase abhanden kommt, mit einer virtuellen und zwerchfellerschütternden Darstellungskraft verkörperte.

„Julius Cäsar“, mit Peter Schreier am Dirigentenpult und wiederum Theo Adam in der Titelrolle, konnte den Glanz dieser beiden vorangegangenen zeitgenössischen Abende nicht ganz halten. Es war eine insbesondere sängerisch sehr gute Aufführung, die aber im Vergleich mit den beiden anderen Stücken das erregende Moment des besonderen Ereignisses nicht hatte.

Schließlich dirigierte Otmar Suitner noch ein Staatskapellenkonzert mit Gustav Mahlers 2. Sinfonie C-Moll, der „Auferstehungssinfonie“.

Das Werk, von Mahler 1894 in Hamburg vollendet, erlebte eine Wiedergabe von selten dramatischen Spannung, insbesondere in den Schlussszenen. Celestina Casapietra, die ausgezeichnete Kleopatra in der „Julius Cäsar“-Aufführung, und die Japanerin Naoko Ihara sangen die Soloparts, der Staatsoperchor, Hauptakteur auch in der „Nase“ und in „Einstein“, und vor allem die Kapelle übertrafen sich selbst.

Gerhard Müller (ADN)